



Über allem, was Diane Oliver in ihren Storys mit unglaublicher Reife und scharfer Beobachtungsgabe vor uns entfaltet, könnte die Frage stehen: Gibt es einen Unterschied zwischen dem, was für die Gesellschaft am besten ist, und dem, was das Individuum braucht? Zu entdecken ist große Literatur, in der Aktivismus und Poesie in explosiver Weise aufeinandertreffen – von einer mutigen, unerschrockenen jungen Stimme, einer bislang fehlenden Figur im Kanon der Literatur des 20. Jahrhunderts.

»Das Buch erfüllt einen mit Bewunderung und mit Wehmut, weil man sieht, was für ein unglaubliches Talent hier viel zu früh gestorben ist.« Eva Menasse

DIANE OLIVER wurde 1943 in Charlotte, North Carolina, geboren. Sie veröffentlichte zu ihren Lebzeiten vier Kurzgeschichten, darunter die Story »Nachbarn«, die mit dem O. Henry Award ausgezeichnet wurde. An der University of Iowa nahm sie am Writers' Workshop teil und erhielt den Master-Abschluss postum, wenige Tage nachdem sie 1966 bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen war.

TAYARI JONES, geboren 1970 in Atlanta, wurde mit ihrem Roman »In guten wie in schlechten Tagen« (2018) über Nacht zu einer der aktuell erfolgreichsten Autorinnen der USA.

BRIGITTE JAKOBEIT hat Klassiker wie Christopher Isherwood ins Deutsche übertragen, ebenso Bestsellerautorinnen wie Celeste Ng.

VOLKER OLDENBURG übersetzte u. a. David Mitchell und Colum McCann.

**DIANE
OLIVER**

NACHBARN

STORYS

Aus dem Amerikanischen von
Brigitte Jakobkeit
und Volker Oldenburg

Mit einem Nachwort von
Tayari Jones

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Die Originalausgabe unter dem Titel *Neighbors and Other Stories*
erschien 2024 bei Grove Press, New York.

Die amerikanischen Originalfassungen der Geschichten »Nachbarn«
und »Nach Norden« erschienen erstmals 1966 in *Sewanee Review*,
»Gesundheitsdienst«, »Stau« und »Kein Service hier«
1965, 1966 bzw. 1967 in *Negro Digest*.
»Die Kammer im obersten Stock« wurde erstmals 1966
in *Southern Writing in the Sixties* abgedruckt,
»Niemand bekommt braunen Zucker in seine Milch« 2023 in *Paris Review*.

Das Nachwort von Tayari Jones wurde von Britt Somann-Jung übersetzt.

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsges. mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich
Mit freundlicher Genehmigung
der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2024
Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

© Cheryl Esther Oliver, 2024

Nachwort © 2024 Tayari Jones

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Einbandgestaltung: Franziska Misselwitz, Hamburg
Einbandmaterial und Vorsatzpapier
von Winter & Company GmbH, Eimeldingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany 2024
www.buechergilde.de
ISBN 978-3-7632-7541-0

INHALT

Nachbarn	7
Die Kammer im obersten Stock	32
Vor der Dämmerung	48
Gesundheitsdienst	72
Kein Service hier	86
Nach Norden	102
Der Besuch	120
Banago kalt	150
Wenn die Äpfel reif sind	168
Stau	186
»Niemand bekommt braunen Zucker in seine Milch«	203
Gefrorene Stimmen	213
Unser Ausflug ins Naturkundemuseum	244
Spinnen weinen ohne Tränen	260
Nachwort. <i>Von Tayari Jones</i>	291
Anmerkung zur Übersetzung	301

NACHBARN

Im Bus, der um die Ecke Patterson und Talford Avenue bog, war es um diese Zeit am Abend ziemlich still. Unter den vier hinten Stehenden entdeckte sie kein bekanntes Gesicht. Die meisten, die auf den Doppelsitzen einen Platz gefunden hatten, waren Frauen, Dienstmädchen und Köchinnen auf dem Heimweg oder Schreibkräfte aus der Baumwollspinnerei, die Überstunden gemacht hatten. Die Fabrik lag außerhalb der Stadt in der Nähe des Hauses, wo sie arbeitete. Ihr fiel auf, dass auch einige Männer mitfahren, vermutlich größtenteils Arbeiter. Nur einer trug einen eleganten dunkelgrauen Anzug und hatte einen Automatikschirm bei sich.

Er wirkte auf sie, als führe er normalerweise mit dem Auto zur Arbeit. Sie stellte sich vor, dass es heute Morgen nicht angesprungen war und er deshalb den Bus hatte nehmen müssen. Sie stand ganz hinten, den Blick auf die Fahrgäste gerichtet. Ihre Arme reichten kaum bis zu den Haltestangen, und sie bemühte sich, nicht bei jedem Schlingern ins Wanken zu geraten. Doch bei jeder Kurve stieß ihr Kopf unweigerlich gegen ein Fenster. Außerdem löste sich langsam ihr Haar, schwarze Locken fielen ihr zwischen die Augen. Sie musterte die Menschen in ihrer

Umgebung. Einige waren weiß, aber die Mehrheit hatte ihre Hautfarbe. Das Betrachten der Fahrgäste hielt sie wenigstens davon ab, an morgen zu denken. Aber eigentlich wollte sie, dass es endlich so weit wäre, damit alles ein Ende hatte.

Sie suchte Halt an dem grünen Ledersitz neben ihr und wünschte, sie hätte ihre Brille auf. Der Mann mit dem Schirm befand sich schräg gegenüber, sodass sie ihn trotz der zwei Leute vor ihr deutlich sah. Als er die Abendzeitung aufschlug, reckte sie den Hals und versuchte ungeduldig, die Überschriften auf der Titelseite zu lesen, bis sie merkte, dass er sie neugierig anblickte. Sie biss sich auf die Lippe, drehte den Kopf zum Fenster und schaute hinaus, bis der Innenstadtbereich in Sicht kam.

Sie musste warten, bis sie zu Hause war, um zu erfahren, ob wieder etwas über ihre Familie in der Zeitung stand. Manchmal wollte sie am liebsten losschreien, wenn jemand ein Foto von ihnen machte. Am Montag vergangener Woche warteten die Reporter schon in der Ambulanz der Schule, als sie mit Tommy wegen seiner letzten Polioimpfung dort ankam. Ihr war unbegreiflich, wie man so herzlos zu einem Kind sein konnte. Das Blitzlicht leuchtete in dem Moment auf, als die Nadel in seinen Arm stach, und auf dem Bild war nur Tommys geöffneter Mund zu sehen.

Als der Bus am Bordstein ruckartig zum Stehen kam, schreckte sie aus ihren Gedanken auf. Sie umklammerte die Papiertüte, die ihre Uniform enthielt, bahnte sich ihren Weg zur Tür und stieg als eine der Ersten aus. Die Abendluft fühlte sich unangenehm feucht an, ihr Kleid klebte auf der Haut. Sie sah hoch und erinnerte sich, dass

der Wettermann Regen vorhergesagt hatte. Pech, wie immer – warum, fragte sie sich, musste es obendrein noch regnen?

Die Hauptstraße kam ihr ungewöhnlich ruhig vor, aber vermutlich bildete sie sich das nur ein. Schließlich waren die meisten Geschäfte seit fünf Uhr geschlossen.

Sie blieb stehen, um sich einen Wenderegenmantel anzusehen, aber obwohl sie jetzt eine Ganztagsstelle hatte und genug verdiente, um ihn sich zu leisten, konnte sie sich im Moment nicht auf Kleidung konzentrieren. Sie war im Begriff weiterzugehen, als jemand hupte. Leicht verängstigt und zugleich neugierig, drehte sie sich um und sah einen Mann in einem grauen Auto, der sie heranwinkte. Sie kannte ihn nicht, aber da eine gut gekleidete Frau neben ihm saß, trat sie näher.

»Du bist Jim Mitchells Tochter, oder?«, fragte er, über die Beifahrerin gebeugt. »Bist du Ellie oder die andere?«

Sie nickte und fragte sich, wer er war und wie viel er getrunken hatte.

»Hör mal, Mädchen, du kennst mich nicht, aber dein Vater kennt mich. Sag ihm, wenn seinem Jungen morgen was passiert, bringen wir die Sache in Ordnung.« Er sah sie unvermittelt an, und sie versprach, es auszurichten.

Der Mann wollte gerade weiterfahren, als die Frau sich herauslehnte und sie am Arm fasste. »Geh lieber schnell nach Hause, Liebes, hier draußen ist es schon ziemlich dunkel.«

Bevor sie sich nach den Namen der beiden erkundigen konnte, war der Chevrolet um die Ecke verschwunden. Ellie wünschte sich, jemand würde wie von Zauberhand erscheinen und ihr alles erklären, was seit August pas-

siert war. Dann wüsste sie vielleicht, was real war und was sie sich in den letzten paar Tagen zurechtfantasiert hatte.

Sie ging die Haupteinkaufsstraße entlang bis zu Tanner's, wo Saraline im Fenster stand und eine Orange schälte. Alles in dem Laden war orange und grün gestrichen, und Ellie kam der Gedanke, dass die arme Saraline wie ein Fremdkörper wirkte. Sie blieb stehen und winkte ihrer Freundin zu, die mit dem Messer auf ihre Armbanduhr zeigte und dann auf ihren Freund hinten im Laden. Ellie nickte, dass sie verstand. Sie sollte Saras Großvater sagen, dass sie wieder länger arbeiten musste. Keine der beiden wusste, warum er Charlie nicht mochte. Saraline hatte die Highschool drei Jahre früher abgeschlossen, und es wurde langsam Zeit, dass sie heiratete. Ellie sah, wie ihre Freundin die Orange beiseitelegte und ihre gedrückten Daumen in Ellies Richtung hielt. Wieder nickte sie, auch wenn sie befürchtete, dass alle gedrückten Daumen der Welt den Ärger morgen nicht aufhalten konnten.

An der Ampel blieb sie stehen und wandte sich der hutzligen Frau zu, die an der Seite eines Gebäudes kauerte. Ellie kratzte mit dem Turnschuh am Bordstein und wartete darauf, dass die Frau wie üblich den Mund aufmachte und grinste. Die Kinder brachten sie immer dazu, etwas zu sagen, und da sie nur noch einen einzigen Zahn im Mund hatte, nannten sie sie Lochstanze. Doch die Frau war so still wie alles in dieser Woche.

Dort, wo Ellie stand, auf der anderen Straßenseite des Parkplatzes von Sears and Roebuck, konnte sie nicht nur das Haus ihrer Familie sehen, sondern alle Häuser an der Straße, die von den Weißen Fürsorgegasse genannt wurde.

Sie ärgerte sich über die Zeitungsleute. In sämtlichen Berichten wurde ausgeführt, wie ruppig die Bewohner hier waren. Aber die Reporter schrieben nie, dass ihre Familie nicht von der Fürsorge lebte, es hieß immer nur, die Familie lebe in dieser Straße. Sie hielt inne, um auf der anderen Seite eine Gruppe von Kindern zu beobachten, die mit einem Gummiball spielten. In ihrem Viertel tauchten auch regelmäßig weiße Kinder auf, und es galt als ungeschriebenes Gesetz, dass sie mitspielten, bis sie in die Schule kamen. Danach hörte es auf.

An der Ecke überquerte sie die Straße, ohne die Autos an der Ampel zu beachten, und je näher sie kam, desto klarer wurde ihr, dass die Zeitung recht hatte. Die Häuser waren hässlich, nicht mal Bäume gab es, nur ein paar armselige Sträucher und Grasbüschel. Beim Überqueren des klebrigen Asphalts nahm sie wie durch einen Nebel wahr, dass die Flutlichter des Parkplatzes alles in einen merkwürdigen Glanz tauchten. Einer Gewohnheit folgend, starrte sie auf das Haus am Ende des Blocks, das abgesehen von der abblättrenden Farbe allen anderen glich. Das rissige helle Grau schimmerte in der Dämmerung, und als sie den unbefestigten Gehweg entlangging, fiel ihr auf, dass Mr. Pauls Pfeifenrauch die dunstige Atmosphäre verstärkte. Mr. Paul saß auf seinem Stammplatz und wartete vermutlich auf Saralines Rückkehr. Ellie ging langsamer, um mit dem alten Mann auf der Veranda zu sprechen.

»Guten Abend, Mr. Paul«, sagte sie. Auf der leeren Straße klang ihre klare Stimme irgendwie fehl am Platz.

»Was – wer ist denn da?« Mr. Paul lehnte sich über das Geländer. »Was sagst du, Mädchen?«

»Wie geht es Ihnen?«, rief sie lauter. »Sara sagt, sie kommt heute später, sie muss arbeiten.« Sie wartete, bis ihre Worte zu ihm durchdrangen.

Er ließ den Kopf sinken und schaute auf seinen Schoß. Seine Enttäuschung war offensichtlich. »Geht wohl nicht anders«, sagte er schließlich. »Wahrscheinlich brauchen sie sie schon wieder.« Dann, als fiel es ihm plötzlich wieder ein, wandte er sich an sie.

»Und, habt ihr euch entschieden? Lasst ihr ihn morgen trotz allem gehn?«

Sie betrachtete Mr. Paul durch die fehlenden Bretter des Geländers, seine hochgerollten Hosenbeine passten genau in die Lücken.

»Heute früh hieß es jedenfalls, dass wir ihn gehen lassen«, sagte sie.

Mr. Paul hatte sich wieder in den Stuhl zurückgelehnt. »Ich glaub nicht, dass sie ihm was tun«, murmelte er und kratzte sich an der Wange. »Hoffentlich macht's ihm nichts aus, wenn sie ihn anspucken. Angespuckt werden ist anders als verletzt werden. Wenn sie ihn anspucken, weiß hinterher keiner, wer's war«, sagte er und gluckste leise.

Ellie stand am Gehweg, bohrte ihre Fersen in den Boden und wartete darauf, dass der alte Mann fertig war. Wenigstens konnte einer dem Ganzen noch etwas Lustiges abgewinnen.

»Wiedersehn, Mr. Paul«, sagte sie und winkte. Sie empfand ihre Stimme als unangenehm laut, wusste allerdings, dass ihre Kopfschmerzen Geräusche verstärkten. Sie ging schneller. Hoffentlich hatten sie zu Hause Aspirin und konnten heute Abend früher ins Bett gehen.

Vor dem Haus stellte sie fest, dass die Männer noch da waren. Das Wohnzimmerlicht schimmerte durch die gelben Rollos, an den ausgebesserten Stellen leuchtete es heller. Ellie spielte mit dem Gedanken, den Geranientopf auf der Veranda zu verrücken, damit er den Regen auffing, überlegte es sich aber anders. Sie kickte eine Bierdose unter ein geparktes Auto und blieb stehen, um in der Autotür ihr Spiegelbild zu betrachten. Das Blümchenmuster auf ihrem Kleid ließ sie aussehen, als hätte sie eine seltsame Tropenkrankheit. Sie entdeckte eine zweite Dose und trat sie aus dem Weg. Irgendwann würde sonst ein Kind darüber stolpern und sich verletzen. Aber eigentlich, das wusste sie, wollte sie das Auto aus dem Weg treten. Sowohl der Kombi als auch der Ford standen schon die ganze Woche vor dem Haus und warteten. Jeder saß nur da und wartete.

Plötzlich musste sie laut lachen. Das Auto von Reverend Davis war groß und schwarz und glänzend, genau wie – aber nein, das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht, ihre Mutter mochte es nicht, wenn sie über die Hautfarbe anderer Leute herzogen. Sie sah sich um, wer noch da war, und entdeckte Mr. Moores altes zerbeultes blaues Auto. Jemand hatte sein Schild zur Unterstützung der *National Association for the Advancement of Colored People* halb abgerissen. Manchmal tat ihr der Mann richtig leid. Ganz gleich, wie fest er seine Sticker aufklebte, irgendwer riss sie immer wieder ab.

Das dritte Auto kannte Ellie nicht. Es hatte ein Nummernschild aus Alabama. Sie wollte noch nicht ins Haus gehen, machte kehrt und schaute nach rechts und nach links. In ihrer Straße gab es keine Laternen, aber in der

Ferne leuchteten die Lichter des Parkplatzes. Langsam drehte sie sich um und stieg die Treppe hoch.

Ellie fragte sich, wann ihre Mutter endlich daran dachte, eine Glühbirne für die Veranda zu besorgen. Obwohl hier kein Licht eingeschaltet war, wimmelte es auf der Veranda wie immer von Junikäfern und Moskitos. Bis sie im Haus war, hatte sie jedes Mal das Gefühl, als krabbelte ihr etwas im Haar herum. Sie zog an der Fliegengittertür und sah, dass ihre Mutter Hezekiah endlich dazu gebracht hatte, die Löcher zu flicken. Die vereinzelt weißen Klebebandstreifen auf dem Gitter erinnerten sie an unförmige Schmetterlinge.

Sie lauschte der Stimme ihres Vaters und hörte am Tonfall, dass die Männer etwas Wichtiges besprachen. Sie rüttelte ein weiteres Mal an der Tür, aber niemand öffnete.

»Lässt mich vielleicht mal jemand rein?« Ihre Stimme drang durch das Gitter zu der kleinen Gruppe von Männern, die in der Ecke saß.

»Die Tür ist offen«, rief ihr Vater. »Komm rein.«

»Die Tür ist nicht offen«, sagte sie monoton. »Du weißt genau, dass wir sie nicht mehr offen lassen.« Sie war müde, ihre Stimme klang eine Oktave tiefer.

»Stimmt, hab ich ganz vergessen«, murmelte er und stand auf.

Auf dem Weg zur Tür stolperte ihr Vater fast über einen Stuhl. Das Licht der Glühbirne über ihm betonte die Falten um seine Augen. An der Art, wie er das Fliegengitter öffnete, erkannte Ellie, dass auch er nicht viel geschlafen hatte. Sie hatte mitbekommen, wie er ihrer Mutter erzählte, dass ihm die Leute in der Werkstatt wegen dieser

Sache ständig mehr Arbeit aufhalsten. Und seinem Chef gegenüber konnte er nichts sagen, weil sie ihn vermutlich gern feuern wollten.

»Wo ist Mama?«, flüsterte sie. Er nickte nach hinten.

»Guten Abend«, sagte sie und sah die drei Männer an, die nicht aufgeblickt hatten, als sie ins Zimmer trat. Einer erhob sich halbherzig, richtete seine Aufmerksamkeit aber gleich wieder auf die Bemerkung eines der anderen Männer. Sie saßen in Hemdsärmeln auf dem Sofa; auf der Fensterbank stand ein Krug mit Eiswasser.

»Deine Mutter braucht wahrscheinlich Hilfe«, sagte ihr Vater. Ellie schaute an ihm vorbei und versuchte zu erkennen, wer der weiße Mann war, der am Ende saß. Sein Gesicht kam ihr bekannt vor, und sie überlegte, wo sie ihn schon mal gesehen hatte. Sie reckte den Hals, um zu sehen, worauf ihre Blicke gerichtet waren, und entdeckte ein großes Blatt weißes Zeichenpapier mit Quadraten und Linien. Der Mann in der Mitte markierte einen Weg mit dem Radiergummiende des Bleistifts.

Die dezente Stille im Raum verstärkte ihre Kopfschmerzen. Sie schob sich durch den rot bestickten Vorhang, der in die Küche führte.

»Ich bin zurück, Mama.« Ellie stand an der Hintertür und blickte auf die große gelbe Sonne, die Hezekiah und Tommy auf die Wand über dem Eisenherd gemalt hatten. Sogleich verspürte sie eine durchdringende Wärme auf der Haut. »Wo sind die andern alle?«, fragte sie und setzte sich an den Tisch, wo ihre Mutter Kartoffeln schälte.

»Helen und Teenie sind bei Mrs. McAllister«, sagte ihre Mutter. »Dein Bruder übernachtet heute bei Harry.« Bei jedem Namen fiel ein Stück Schale auf die über den

Tisch ausgebreitete Zeitung. »Tommy ist im Schlafzimer und liest sein ›Onkel Wiggily‹-Buch.«

Ellie sah ihre Mutter an, aber deren Blick war geradeaus gerichtet. Sie wusste, Tommy las die Geschichten von Onkel Wiggily nur, wenn er unglücklich war. Sie stand auf und ging zum Küchenschrank.

»Sind alle Messer schmutzig?«, fragte sie.

»Nein«, erwiderte ihre Mutter, »schau in die andere Schublade.«

Ellie zog die Schublade auf und schnippte mit dem Fingernagel weiße Farbreste weg. Als sie nach dem Messer griff, stach ihr ein Stapel Briefumschläge ins Auge.

»Sind heute wieder welche gekommen?« Sie nahm das Messer und schob die Umschläge unter die Geschirrtücher.

»Ja, heute waren es sieben.« Ihre Mutter betonte jedes Wort sorgfältig. »Dein Vater hat sie bei sich im anderen Zimmer.«

»Gleicher Inhalt?«, fragte sie, griff sich eine Kartoffel und wünschte, ihr fiele etwas ein, um das Thema zu wechseln.

Die Weißen bedrohten sie nun schon seit drei Wochen. Einige Briefe wandten sich an die Familie, die meisten jedoch waren an Tommy selbst gerichtet. Ungefähr einmal pro Woche schrieb jemand mit der immer selben Handschrift, Tommy solle mittags lieber nicht in der Schule essen, sonst würde er vergiftet.

Sie bekamen diese Briefe, seit die Schulkommission Tommys Namen bekannt gegeben hatte. Ellie zerteilte die Kartoffel und warf die Stücke in den Topf mit kaltem Wasser. Von allen Schülern war er der einzige gewesen,

den der Ausschuss für den Wechsel an die Grundschule angenommen hatte. Die anderen Kinder, hieß es, wohnten nicht im Einzugsbezirk. Während sie die Augen aus einer Kartoffel schnitt, dachte sie an den ersten Brief, den ihr Vater einfach im Aschenbecher verbrannt hatte. Doch dann meinte Mr. Bell, den Rest sollten sie besser aufbewahren. Falls etwas passierte, könnten die Briefe vor Gericht als Beweise dienen.

Ellie spähte zu ihrer Mutter. »Wer ist der weiße Mann, der bei Daddy ist?«

»Einer von Anwalt Belks Freunden«, antwortete sie. »Er ist Pastor in der Kirche, die Sonntag früh immer im Fernsehen kommt. Anscheinend glaubt Mr. Belk, seine Anwesenheit könnte nützlich sein.« Ellie merkte, dass die Stimme ihrer Mutter genauso unsicher wirkte wie ihre Hand, als sie nach der letzten Kartoffel griff. Beide hörten sie Tommy im Zimmer nebenan leise vor sich hin murmeln. Sie wagte kaum, ihre Mutter anzusehen.

Plötzlich bemerkte Ellie, dass die Hände ihrer Mutter heftig zitterten. »Er ist noch so klein«, flüsterte sie. Das Messer glitt ihr aus der Hand, und sie fing an zu schluchzen.

Ellie wusste nicht, was sie tun sollte. Schließlich räumte sie die Kartoffelschalen weg und legte die Messer in die Spüle. »Ruh dich ein bisschen aus«, schlug sie vor. »Ich erledige den Rest und bring Tommy ins Bett.« Ihre Mutter stand wortlos auf und verschwand im Schlafzimmer.

Ellie wischte den Tisch ab, legte den Lappen über die Spüle, trat einen Schritt zurück und betrachtete die rostenden, mit einem weißlichen Film überzogenen Rohre.

Irgendwann demnächst mussten sie hier streichen. Auf Zehenspitzen ging sie im Schlafzimmer an ihrer Mutter vorbei, die offenbar vor Erschöpfung eingeschlafen war.

»Tommy«, rief sie leise, »komm schon, mach dich fertig fürs Bett.«

Tommy saß auf dem Boden und antwortete nicht. Er saß genauso da, wie sie es sich vorgestellt hatte – im Schneidersitz und an einem Ohrläppchen zupfend, während er die zerfledderten Seiten von *Onkel Wiggily im Zoo* umblätterte.

»Wo bist du gerade, Tommy?« Sie kauerte sich neben ihn auf den Boden. Er lächelte und zeigte auf die Bilder mit den Enten.

»Morgen fängt die Schule an«, sagte sie und blätterte mit ihm zusammen eine Seite um. »Glaubst du nicht, dass es langsam Zeit wird, schlafen zu gehen?«

»Ach, Ellie, muss ich wirklich gehn?« Sie sah auf die ernstesten braunen Augen und das kurz geschorene Haar hinab. Einen Moment lang fragte sie sich, was er wissen wollte – ob er jetzt ins Bett oder morgen zur Schule gehen musste.

»Bist du mit dem Buch nicht sowieso fast fertig?«, fragte sie. Er schüttelte den Kopf. »Komm schon«, sagte sie, »dir fallen ja schon die Augen zu.« Er schüttelte unvermindert den Kopf.

»Wann kommen Helen und Teenie nach Hause?«

»Morgen, wenn du von der Schule zurück bist, sind sie hier.«

Ellie zog ihn vom Boden hoch und dachte, dass er doch eigentlich viel zu klein war, um morgen all den Leuten entgegenzutreten.